



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Brausewetter, Artur: Die Volkskirche und ihre vaterländische Sendung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Volkskirche und ihre vaterländische Sendung

Von Artur Brausewetter, Archidiaconus a. d. Ober-Pfarrkirche
zu St. Marien in Danzig



Das Priestertum aller Gläubigen, in diesem Wort ist ausgedrückt, was der Kirche der Gegenwart entspricht, und was ihr not tut. Die Seele des einzelnen tritt in den Mittelpunkt allen Suchens, sie trägt zugleich alle Verantwortung. Jede Bevormundung hört auf; es ist Pflicht des einzelnen, seine Stellung zu Gott einzunehmen und zu behaupten. Und wie seine Pflicht, so ist es auch sein Recht.

Damit ist Religion und Religionsübung bewußt in die Sphäre des Geistes versetzt, der Unterschied zwischen Klerus und Laien getilgt und jeder Stand vor Gott gleichgestellt. Eine freiere und innerlichere Glaubensstellung ist angebahnt, einer deutschen Einheit und deutschen Kultur ein neuer Weg gemiesen.

Aber in dieser Kraft einer auf das Geistige gebauten Kirche liegt — das dürfen wir nicht vergessen — zugleich ihre Gefahr. So gut nämlich die Kirche der Gegenwart verschiedene Meinungen tragen kann und soll, so sehr individuelle Eigenart ihr Farbe und Leben leihen, so sehr ist die Mahnung am Platze: das Ganze nicht über dem Individuellen, das Allgemeine nicht über dem Persönlichen zu vergessen. Ein gar zu ausgeprägter Individualismus, ein zu eng und zu empfindungsvoll gefaßter Persönlichkeitsbegriff, das ist die Gefahr, von der ich spreche.

Die alte Dogmatik unterscheidet geistvoll zwischen einer „sichtbaren“ und einer „unsichtbaren“ Kirche. „Sichtbar“, weil organisch geordnet und zahlenmäßig und statistisch nachweisbar, ihre Mitglieder: alle auf den Namen Jesu Christi Getauften. Ihr jedoch mit ihren Fehlern und Gebrechen gegenüberstehend die unsichtbare, die Idealkirche, und ihre Glieder alle wahrhaft Gläubigen, alle nicht mit dem Namen und dem Munde, sondern mit der Tat und dem Herzen Bekennenden, gleichviel zu welcher der sichtbaren Gemeinde sie gehören. Sie ist die „Eine“, die „Allgemeine“, die „Gemeinde der

Heiligen“, ein Gegenstand des Glaubens mehr, als des Schauens, des Sehns, als des Wissens. Die Aufgabe der sichtbaren Kirche aber im letzten Grunde: ihre Glieder zu solchen der unsichtbaren zu erziehen.

Wir verstehen diese spekulativen Gedanken auch heute noch, wir fühlen, wie die Sehnsucht unserer Zeit auf jene Idealkirche gerichtet ist, die, der letzten Wahrheit nahe, alle Glieder zur Einmütigkeit in sich schließend, das große Wort Christi zur Wirklichkeit macht: Eine Herde und ein Hirt.

Für die ernste Realität des Lebens der Gegenwart freilich liegt ein anderes Ziel näher: die Staatskirche, in der wir leben, zur Volkskirche zu gestalten.

Man wollte es auf dem vielen erstrebenswerten Wege zu erreichen suchen: Loslösung der Kirche vom Staate.

Ich möchte vor diesem Wege warnen. Nicht in der Loslösung vom Staate, im Gegenteil, nur in der Verbindung mit ihm kann die Kirche Volkskirche werden. Denn nur so ist ihr die Möglichkeit gegeben, von aller Isoliertheit entfernt, das Volksleben religiös, ethisch und kulturell zu durchdringen. Nur so kann sie ihre Ordnungen rechtlich geschützt sehen, und nur so schließlich ihrerseits die staatlich soziale Tätigkeit mit freien Lebenskräften erfüllen. Zweifellos entsprang der Gedanke einer Loslösung der Kirche vom Staate ideellen Motiven, seine Verwirklichung aber wäre, wenn überhaupt möglich, mit Bedenken verbunden, die unter Umständen die Existenz der Kirche gefährden könnten. Das ward in warm liebendem Eifer übersehen. Aber auch für den Staat wäre eine solche Trennung eine Gefahr. Denn die enge Verbindung mit der Kirche bewahrt ihn davor, religionslos zu werden. Daß außerdem bei einer Loslösung die theologische Ausbildung der Prediger auf den Universitäten, die Anstellung der Professoren heute gar nicht zu übersehenden Schwierigkeiten begegnen würde, soll nur nebenhin erwähnt werden. Wie es ja überhaupt nicht in der Richtung und Absicht dieses Aufsatzes liegt, das Gebiet der Loslösung der Kirche vom Staate eingehender zu erörtern. Nur gestreift sollte es werden und denen, die sich auch heute noch nicht von dem Wunsche einer solchen Trennung lossagen können, die Frage vorgelegt werden: ob sie wirklich meinen, daß die Kirche stark genug wäre, eines Tages ganz auf sich selbst gestellt zu sein? Ich glaube, sie braucht den Staat, wie der Staat sie braucht.

Freilich mit der Staatskirche allein wäre es auch nicht getan. Das sahen die bald ein, denen die freie Entwicklungsfähigkeit der Kirche am Herzen lag. Darum trat an Stelle des Schlachtrufes: „Die Staatskirche“, „die Freikirche!“ bei den Einsichtigen das Bestreben zutage: anstatt sich in zwei Lager zu zersplittern, lieber alle Kräfte darauf zu richten, die Staatskirche zur Volkskirche umzuwandeln.

Aber nun zeigten sich erst recht die Schwierigkeiten, die sich einer Volkstümlichkeit der Kirche entgegenstellten. Nicht die stark einsetzende und methodisch

um sich greifende Austrittsbewegung war die größte unter ihnen. Sie wurde weit überschätzt und hatte für Bestehen und Bedeutung der Kirche durchaus nicht den Wert, den man ihr anfangs zumäß.

Eine bei weitem größere war der auffällige und unaufhaltbare Rückgang des protestantischen Bevölkerungsanteils, der sich mit der Notwendigkeit eines natürlichen Ereignisses vollzog. Er war weniger durch religiöse als durch wirtschaftliche und ethische Motive begründet. Und zwar durch den Rückgang der Geburten insbesondere in den germanischen Ländern, die sämtlich einen viel stärkeren Rückgang zeigten als die südromanischen und slawischen.

Ein weiterer Hinderungsgrund für die Volkstümlichkeit der Kirche war die religiöse und kirchliche Gleichgültigkeit, der sie unter ihren eigenen Gliedern begegnete. Es gab wohl Gemeinden und Orte, in denen die Beliebtheit oder besondere Befähigung eines Geistlichen einen starken Kirchenbesuch hervorrief, in denen gute Gewohnheit fast ausnahmslos Tausen und kirchliche Trauungen verlangte, und die Begräbnisse stets unter geistlicher Begleitung stattfanden. Hieraus aber den Schluß der Volkstümlichkeit der Kirche als solcher zu ziehen, wäre gewagter Optimismus gewesen. Gerade in dieser regen Entfaltung kirchlicher Gepflogenheit stagnierte oft das kirchliche Leben, konnte von seinem Eindringen in das Volk keine Rede sein. Jenen Kreisen standen andere gegenüber, — und oft waren es ernst und aufrichtig suchende — die sich durch die für die große Menge berechneten Leistungen der Kirche, durch ihre Gottesdienste, in denen der Geistliche, wohl auch die Gemeinde als solche zu ihrem Rechte kamen, aber nicht der einzelne mit seinem religiösen Verlangen und seiner persönlichen Anteilnahme, von der großen kirchlichen Organisation abgestoßen fühlten. Das schuf den zahllosen Sekten den Boden, vor allem auch den wachsenden Gemeinschaftsbewegungen, die bald eine größere Volkstümlichkeit besaßen als die Kirche.

Zu dieser Gleichgültigkeit und Abwendung von der Kirche gesellte sich, insbesondere in stark industriellen Ländern oder Großstädten, etwas anderes: ausgesprochene Feindseligkeit. Mochte diese nun sozialen oder politischen Ursprungs sein, mochte sie in der wachsenden Kirchensteuer oder in anderen wirtschaftlichen Einrichtungen begründet sein, mochten die Sekten sie schüren oder die Agitation der Konfessionslosen, jedenfalls hinderte sie die Kirche volkstümlich zu werden.

Die Kirche erkannte die ihr drohenden Schwierigkeiten und war auf dem Plane. Sie teilte ihre Gemeinden, besonders in den größeren Städten, zwecks stärkerer Durchbringung und intensiverer Arbeit, in einzelne Seelsorgerbezirke, sie ordnete, um dem Gemeinschaftsbedürfnis erfolgreich entgegenzukommen, regelmäßige Bibelstunden im engeren Kreise an, sie förderte und spornte die Vereinstätigkeit, sie veranstaltete Familien- und Elternabende und widmete den Kindergottesdiensten erhöhte Aufmerksamkeit. Sie veranstaltete Vorträge apologetischen Charakters oder ließ Fragen ethischen und kulturellen Inhalts im Rahmen

ihrer religiösen Anschauungen behandeln, sie beschäftigte sich mit dem Plane einer Neugestaltung der Agende und bemühte sich, weniger abgestandene Doktorfragen in ihren Synoden zu behandeln.

Gewiß, das alles blieb nicht ohne Wirkung und Frucht. Aber die Volkskirche schuf es nicht. Das Volk als solches stand der Kirche zu einem sehr großen Teile immer noch abwartend, ja ablehnend gegenüber, die matte Gleichgültigkeit war nicht gehoben.

Da kam ein Reformator. Der faßte zu mit starker Hand, der schuf aus Wundern sein großes Werk. Schneller, als es irgendwer geahnt, ließ er das kirchliche Leben, das an vielen Wunden blutete, genesen. Was vielen machtlos erschien, schuf er zur Macht, was sie alt und entkräftet wähnten, machte er zur Jugend und zur Kraft. Aus dem Zwiespältigen schmiedete er das Geeinte, aus den Parteiungen das Ganze. Dieser Reformator hieß der Krieg.

Vom ersten Mobilmachungstage an schien eine neue Zeit für die Kirche gekommen. Sie bildete in Gottesdiensten und Abendmahlsfeiern den Sammelplatz aller Kreise des deutschen Volkes. Die in langer, lauer Friedenszeit manchen schon als überflüssig anmutende Kirche war zu einem Felsen in der Brandung rings umher geworden. Sie hatte volkstümliche und nationale Bedeutung gewonnen, war aus ihrer mehr separatistischen Stellung erhoben und zu einem Allgemeingut des Volkes geworden. Eine *ecclesia militans*, aber nicht mehr in dem Sinne, daß sie gegen die Widerstände der Welt kämpft, sondern daß sie an den ernstesten Aufgaben des Vaterlands mit kämpfen, mit ihm eins sich fühlen konnte. Das so viele Jahre hindurch mit heißer Sehnsucht erstrebte Ziel war Wirklichkeit geworden: die Kirche nicht mehr einzelner Gläubigen und Frommen im Lande, sondern die Kirche des Volkes.

Ein wesentlicher Umstand erleichterte dies neue Werden: unter den gewaltigen Eindrücken der Ereignisse fiel der so lange herrschende Hader der Konfessionen und der kleinliche Kampf der Parteien und Richtungen, der wie im ganzen Vaterlande, so leider auch in der Kirche seine unheilvolle Rolle gespielt, in sich zusammen. In einer Zeit, in der der Protestant wie der Katholik in einer Front für eine Sache Leib und Leben gaben, reichten sich die getrennten Konfessionen über des Vaterlandes heiliger Not die Hand, das ausgesprochene Schutz- und Trutzlied der evangelischen Kirche, das sonst bei protestantischen Versammlungen und an protestantischen Festtagen gesungen wurde: „Eine feste Burg ist unser Gott“ wurde christliches Nationallied, das da draußen wie daheim als Kampf- und Siegesgesang neben der „Wacht am Rhein“ und „Deutschland, Deutschland über alles“ vor dem Kaiserschloß in Berlin, bei dem Falle Antwerpens und in den Schützengräben erklang. Nur das Einigende herrschte; das Christlich-Deutsche.

Das zeigte sich am stärksten auf dem Felde der Caritas und materiellen Hilfeleistung. Wer hieß evangelisch, wer katholisch, wenn es darauf ankam, einem bedrängten Vaterlande, notleidenden Brüdern oder Schwestern zu helfen?

Wo gab es da noch eine Judenfrage? Wo die früher bis zum Überdruß gehezten Begriffe: liberal, konservativ, sozial?

* * *

Nun freilich gilt es die Hauptsache: wird es der Kirche gelingen, ihre so unverhofft gewonnene Stellung zu behaupten, eine Volkskirche zu werden und zu bleiben?

Damit stehen wir vor den nationalen Aufgaben, die der Kirche aus dieser schicksalschweren Zeit erwachsen. Sie fordern keine Umwandlung, kein Abweichen von richtig erkannten Bahnen; wohl aber ein Sichanpassen, mehr ein Hineinwachsen in die Zeit.

Es liegt auf der Hand, daß die über alles Erwartete schnell erreichte neue und gewaltige Bedeutung der Kirche eine schwere Verantwortung auferlegt. Denn was so rasch geworden könnte unter glücklich veränderten Verhältnissen, die wir doch alle erhoffen, wieder wie Spreu verfliegen. Mit der Not der Zeit könnte der Wert der Kirche für die weiten Kreise weichen und alles bald auf dem alten Standpunkte sein. Der Kirche aber müßte es darauf ankommen, sich ihre Stellung als Volkskirche unter allen Umständen, komme es in der politischen Lage unseres Vaterlandes wie es wolle, zu erhalten.

Jetzt ist die Zeit für sie gekommen. Jetzt oder nie. Was heute versäumt wird, kann nie wieder gut gemacht werden. In den Tagen, die alle Kräfte anspannen, Wert und Unwert nicht nur der einzelnen Persönlichkeit, sondern zugleich aller Einrichtungen, der gesellschaftlichen, staatlichen oder kirchlichen Organisationen auf eine entscheidende Probe stellen, hat die Kirche Gelegenheit, ihre Kraft und Notwendigkeit zu erweisen, was sie bewahren will, zu bewähren.

Und wie die Zeit sind die Umstände ihr günstig. Der starke Anschluß an die Kirche ist keineswegs, wie Schwarzseher voraus sagten, eine vorübergehende Folge der Erregung und des Ungewohnten geworden, der sich im Laufe des Krieges abschwächen würde. Ist er naturgemäß auch nicht ganz so stark mehr wie in den ersten Tagen, so hält er sich jetzt noch, nach fast neun Monaten, auf beträchtlicher Höhe. Menschen, die früher keine besondere Neigung für eine gottesdienstliche Betätigung zeigten, fühlen jetzt einen Zug zu ihr hin. Es ist so viel der zehrenden Unruhe in ihnen und der hangen Ungebuld, sie suchen die Ruhe, „die noch vorhanden ist dem Volke Gottes“. Oder sie haben viel Schweres erfahren, ihre Philosophie versagt, ihre Arbeit gibt ihnen nicht mehr die alte Kraft. Sie versuchen es mit dem feiernden Gotteshause.

Ein anderer Prediger treibt in die Kirche: der Tod. Gewiß, er ist immer da gewesen. Aber man hat nicht gerne an ihn gedacht, hat ihn ignoriert, solange es eben ging. Jetzt geht es nicht mehr. Wir sind von seiner Wirklichkeit umfungen. Der Tod ist in der Welt. Nicht nur auf dem Schlachtfelde, sondern auch bei uns daheim. Die Kreise um uns lichten sich, die

Häuser werden leer. Wir gehen, ein jeder auf seine Weise, den Gedanken des Todes nach und vergraben uns in seine dunklen Geheimnisse. Die einen suchen die Lösung wieder in der Philosophie, die anderen in der Arbeit, viele aber treibt der Todesgedanke in die Kirche. Das ist von Anbeginn so gewesen.

Auch von den Tapferen da draußen hören und lesen wir immer aufs neue, daß ihnen ein Gottesdienst oder eine Feldandacht viel der Kraft und Aufrichtung gibt. Das Verlangen nach einer größeren Anzahl von Feldgeistlichen wächst.

Also das kirchliche Bedürfnis, das eine Reihe von Jahren geschwiegen hatte oder latent geblieben war, ist mit Nachdruck erwacht. Das ist zweifellos. In seinen erhebenden wie niederdrückenden Ereignissen ist der Krieg ein gewaltiges stimulans für das kirchliche Leben geworden, und es kommt lediglich darauf an, die säenden Kräfte fruchtbar zu machen.

Das gilt nun aber in allererster Reihe von der Predigt, der in dieser ernstesten Zeit eine besondere Bedeutung zukommt. Wir haben bereits gesehen: sie war nicht immer von der Kraft getragen, die ihr notwendig war. Sie erörterte dogmatische Fragen, die für unsere Zeit eigentlich keinen besonderen Wert mehr besaßen. Da es eine große allgemeine Not nicht gab, so drehte sie sich gar zu leicht um die einzelne kleine. Das raubte ihr den Zug ins Große und ließ ihr einen gewissen sentimentalischen Charakter, der nicht jedermanns Sache war.

Darin ist jetzt Wandel geschaffen. Die Nöte unserer Zeit finden ihren Widerhall in jeder Seele, das Einzelne ist weislos geworden, es geht auf in dem allgemeinen für das Vaterland. Jene Art überpersönlicher Predigt, wie sie die lange, laue Friedenszeit gezüchtet, ist heute einfach unmöglich. Die Christen stehen alle für einen, einer für alle. Die Persönlichkeit Jesu Christi, der man auch bereits einen gewissen Zug ins Sentimentale gegeben, lebt jetzt auf in ihrer ehernen Größe. Nicht nur die weichen Worte seiner Liebe, auch jenes andere erwacht zum Leben: „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert.“ Und mit der prophetischen Wahrheit seines Wortes kommt seine große Tat unter den Ereignissen dieser Zeit zu ganz neuer Bedeutung: die opfernde Hingabe seines Lebens für die Menschheit.

Und mit ihm erhebt sich neugeboren und neusporend eine andere Persönlichkeit: Martin Luther. In einer Zeit, in der wir für die heiligen Güter deutscher Kultur und Freiheit bis auf den letzten Blutstropfen kämpfen, hat er uns naturgemäß viel zu sagen; denn auch bei ihm und seinem Kampfe handelte es sich um die höchsten Güter der Freiheit und Kultur. Aber wir kennen Luther noch zu wenig. Gerade die Geistesgebildeten unseres Volkes sehen in ihm zwar einen religiösen Genius, sind sich jedoch über den Umfang und die universale Kraft seiner Schöpfung zu wenig klar. Als der eiserne Mann in

eiserner Zeit steht er heute vor uns, der als guter Christ dennoch das Wort gesprochen: über den Krieg müsse man männlich denken.

Keiner kennt die Schrecken des Krieges wie er, keiner weiß zugleich so klar und nüchtern über ihn zu reden. Der Krieg ist „ein furchtbares, graufiges Schrecknis“, Teuerung und Pestilenz sind „wie Fuchschwänze, ja, nicht zu vergleichen mit dem Kriege. Wer ihn anfängt, der frevelt wider Gott und soll geschlagen werden.“ Aber dieser „Kriegslust“ steht ein anderes gegenüber: der „Notkrieg“. „Der erste ist des Teufels, dem gebe Gott kein Glück, der andere ist ein menschlich Unfall, dem helfe Gott. . . . Es wird die Zeit selbst Ernst genug mit sich bringen, daß den zornigen, trotzigem, stolzen Eisenfressern die Zähne sollen so stumpf werden, daß sie nicht mal frische Butter beißen können.“

Auch die jetzt oft so müßig aufgeworfene und breitspurig behandelte Frage: wenn es einen Gott gibt, so müsse er der gerechten Sache den Sieg verleihen, wird von Luther treffend und kernig beantwortet: „Mann, Waffen, und alles, so zum Streite gehört, soll man haben, so es zu bekommen ist, auf daß man Gott nicht versuche. Aber wenn mans hat, soll man nicht darauf trozen, auf daß man Gott nicht vergesse oder verachte, denn es steht geschrieben: aller Sieg kommt vom Himmel. . . . Wahr ist es, rechte gute Ursache hast du, zu kriegen und dich zu wehren, aber du hast darum noch nicht Siegel und Briefe von Gott, daß du gewinnen werdest.“

Aber anderseits verheißt er: „Wer mit gutem, wohlberichtetem Gewissen streitet, der kann auch wohl streiten, fintemal es nicht fehlen kann, wo gutes Gewissen ist, da ist auch großer Mut und fedes Herz; wo aber das Herz fed und der Mut groß ist, da ist die Faust noch desto mächtiger, und beide, Roß und Mann, frischer, und gelingen alle Dinge besser, und schicken sich auch alle Fälle und Sachen desto feiner zum Siege, welchen denn Gott auch gibt.“

Das ist der männlich deutsche Klang, in dem uns die Verkündigung des Wortes in dieser Zeit und auch in der kommenden geboten werden muß. Denn wer kann sich heute, kann sich für eine sehr lange Zukunft eine Predigt vorstellen, die nicht national gefärbt ist, in der das Deutsche und das Christliche nicht ineinander übergehen? Wer will überhaupt noch etwas hören, das mit den gewaltigen Zeitereignissen nicht in irgendwelchem Zusammenhange steht?

Aber ich gehe weiter. Die vaterländische Aufgabe der Kirche hat noch andere, ausgesprochen praktische Ziele: ethische und wirtschaftliche Aufklärung unseres Volkes.

Es ist fraglos und wird jeden Tag durch die Erfahrung aufs neue bestätigt, daß trotz aller behördlichen Maßnahmen weiten Kreisen der tiefe Ernst unserer wirtschaftlichen Lage noch nicht aufgegangen ist. Dies liegt sehr oft weniger am bösen Willen als an mangelnder Aufklärung.

Und hier ist meines Erachtens eine neue hochbedeutende vaterländische Aufgabe für die Kirche geschaffen. Denn in ihr sammeln sich die Menschen

aller Kreise. Hier hat der Geistliche den Arbeiter, das Dienstmädchen wie den Gebildeten zu seinen Zuhörern. Hier ist zugleich die größte Empfänglichkeit und der Wille anzunehmen. Was der Pfarrer von der Kanzel sagt, wird anders aufgenommen, als was geschrieben oder angeordnet wird. Eine geeignetere Stelle zur ernststen aufklärenden Mahnung ist also nicht denkbar.

Oder wollte man einwenden: eine solche praktische Belehrung über wirtschaftliche Dinge würde eine bedenkliche Annäherung an den flachen Rationalismus der Aufklärungszeit bedeuten?

Das wäre falsch. Eine ethische Aufklärung zu unseres Vaterlandes Heil würde im Gegenteil einer Vertiefung religiösen Lebens und Handelns gleichkommen. Von jeher haben die Kraft und Größe des Christentums in der Verkündigung eines Glaubens bestanden, der tätig ist in der Liebe, haben sie sich in der Hinwendung zu den täglichen Aufgaben und Bedürfnissen des täglichen Lebens gezeigt. Aus ihnen erwuchsen die unvergleichlichen Reden und Gleichnisse, mit denen Christus so gewaltig an den Nerv des Volkslebens zu fassen wußte. Was uns heute not tut, das ist ein praktisches Christentum, das nicht immer „kirchlich“ sein will, sich vielmehr auch außerhalb der kirchlichen Formen fruchtbar an den rein humanitären Arbeiten freier oder städtischer oder staatlicher Einrichtungen beteiligt. So allein bewährt es die Kraft des Sauerteiges, der die Welt durchdringen soll.

Es ist sich bereits seiner vaterländischen Aufgaben bewußt geworden. Aus Pfarrhäusern, von Presbyterien und Gemeindeverwaltungen sind zahlreich die Liebesgaben und Feldpostpakete an unsere Krieger herausgegangen. In den Lazaretten und anderen Einrichtungen des roten Kreuzes haben Geistliche, ihre Frauen und Töchter hingebend gearbeitet. Die innere Mission, der evangelische Bund und sonstige kirchliche Einrichtungen haben die Sonderaufgaben, derentwegen sie ins Leben gerufen wurden, hintenangestellt, um lediglich vaterländische Arbeit zu tun. Von der nationalen Bedeutung, die man der Kirche jetzt allgemein zuerkennt, zeugt auch der häufig gemachte, hier und da bereits in die Tat übergesetzte Vorschlag: man möchte die traurigen, mit der Aufschrift „tot“ oder „gefallen“ zurückgesandten Briefe ebenso wie offizielle Todesbenachrichtigungen an das zuständige Pfarramt schicken, damit der Geistliche hingehen und die Angehörigen in der rechten Weise vorbereiten könne.

Von wie vielen Pfarrern haben die Zeitungen berichtet, daß durch ihre Predigten und ihr Wirken Unsummen von ängstlich versteckt gehaltenen Goldstücken herausgegeben und der Reichsbank überwiesen wurden.

Aber auch schon in Friedenszeiten haben sich die Geistlichen als Vorsitzende oder im verborgenen arbeitende Mitglieder der Krieger-, Ostmarken-, Flotten- und anderer nicht „kirchlicher“ Vereine in den Dienst des Vaterlandes gestellt.

Will die Kirche zur Volkskirche werden, so muß auf dieser Linie erfolgreich begonnener patriotischer Tätigkeit unentwegt weitergearbeitet, muß auf sozialem wie volkswirtschaftlichem Gebiete vieles geschaffen werden, was nicht „kirchlich“

ist und diese Bezeichnung dennoch als die Liebesbetätigung einer religiös sittlichen Gesinnung verdient.

„Gebt jedes Goldstück sofort in den Verkehr oder bringt es auf die Reichsbank, tragt keinen Fuß, bezähmt eure Vergnügungssucht, meidet die schalen Schaustellungen der Kinos, die widerwärtigen Operetten nach französischem Rezept, die elende Theater anstatt gesunder Kost selbst in dieser bitterernsten Zeit vorzusetzen den Mut haben, schraubt mit jedem Tage eure Ansprüche um ein wenig herab, seid genügsam und gebt von dem, was ihr so ohne große Mühe erspart, denen da draußen oder den Notleidenden!“ das wäre eine Behandlung der vierten Bitte: „Unser täglich Brot gib uns heute“ in neuer nationaler Bedeutung. Eine schwere, aber heilig große Zeit voller Würde und Kraft auf sich zu nehmen, das ist das Ziel, dem wir entgegenreisen, und an dem die Kirche in erster Reihe mitzuarbeiten berufen ist.

* * *

Und wieder gehe ich einen Schritt weiter. Soll die Kirche ihre vaterländische Aufgabe erfüllen, soll sie ins Volk dringen und eine „Volkskirche“ werden, dann darf sie nicht mehr eine Kirche der Pastoren bleiben, wie sie es leider immer noch ist.

Das ist ja der ganze Widerspruch und das Verhängnis, an dem insbesondere die evangelische Kirche leidet: sie will eine Kirche des Volkes sein, sie proklamiert das Priestertum aller Gläubigen, sie verwirft die ängstliche Trennung von Klerus und Laien — und sie bleibt doch die Kirche der Pastoren, bleibt doch von jeder wirklichen Mitarbeit der Volkskreise weit entfernt. Sie hat ihre Gemeindeorganisation, ihre Kirchenältesten, ihre Gemeindevertreter aus bürgerlichen Kreisen, beruft aus ihnen ihre Synoden: Kreis-, Provinzial- und Generalsynode. Aber die Redenden und Handelnden sind fast immer die Geistlichen.

Sie hat ihre Gutes wollenden Vereine: Gustav-Adolf-Verein, Evangelischer Bund, Innere und Äußere Mission. Aber die leitenden Persönlichkeiten sind Pastoren oder Mitglieder der Konsistorien. Grundsätzlich. Das gerade ist es, was die Kirche hindert, ins Volk zu dringen. Ein mitten in der Arbeit des Tages, mitten im Strome des Lebens stehender Mann müßte in ihnen die Führung übernehmen, gleichviel, ob er den ersten oder den einfachen Gesellschaftskreisen angehört — nur nicht der Geistliche, von dem jedermann sofort die Überzeugung hat, er müsse solche Arbeit „von Berufs wegen“ leisten.

Jetzt ist wiederum die Zeit da, wo es einer von ihrer vaterländischen Sendung erfüllten und diese mit allem Eifer treibenden Kirche nicht schwer fallen sollte, solche Persönlichkeiten aus den Kreisen der „Laien“ zu finden und für ihre Aufgaben und Ziele warm zu machen.

Zielbewußte Heranziehung der Volkskreise zur Mitarbeit, rechtes Verständnis für nationale Wirksamkeit, eine der großen Zeit angepaßte großzügige Predigt,

Teilnahme an allen ethischen, aber auch sozialen und volkswirtschaftlichen Aufgaben, die uns heute dringender als je am Herzen liegen, das sind die neuen Wege und Ziele, die sich für die Kirche auf tun.

Aus diesem Grunde trete ich auch für das kirchliche Stimm- und Wahlrecht der Frau ein, sowohl für das aktive wie das passive. Denn in dem Streben, die Kirche ins Volk zu tragen, fällt ohne Zweifel der Frau eine große Aufgabe zu.

Und erst wenn alle Kraft darauf gerichtet ist, die Staatskirche zur Volkskirche zu gestalten, ihre rein „kirchliche“ Sendung zu einer nationalen und vaterländischen umzuwandern, dann kann sie ihre Aufgabe erfüllen: Erzieherin des Volkes, Teilnehmerin an seinen Erhebungen und Leiden und das religiöse Gewissen der Gesellschaft zu sein.



Gobineau über Deutsche und Franzosen

Von Prof. Dr. Ludwig Schemann

(Schluß)

Gobineau geht von der Tatsache aus, daß eine ähnliche Katastrophe wie die Frankreichs im Jahre 1870 kein anderes Land in alter und neuer Zeit je betroffen habe und begründet dies damit, daß es sich bei jener Katastrophe nicht etwa nur um eine Reihe von Niederlagen, um die Besetzung zahlreicher Provinzen, die Einnahme der Hauptstadt und die ungeheure Schwächung der Finanzkraft, sondern um das völlige Versagen der Armee, der militärischen wie der Zivilverwaltung und um eine weitgehende Entwertung des Volkes, des ländlichen, noch mehr des städtischen, gehandelt habe, so daß Frankreich am Ende nur noch das Bild eines moralischen Trümmerhaufens geboten habe.

Eine solche allgemeine Auflösung muß ihre tieferen Gründe haben, ihre Ursachen müssen weit zurückgehen. Um ihnen auf den Grund zu kommen, hat man sich vor allem von dem Kardinalwahn der modernen Franzosen freizumachen, als sei das berühmte Jahr 1789 ein Erneuerungsjahr gewesen, als habe die Revolution der Welt eine Normalordnung besetzt. In Wahrheit hat diese vielmehr lediglich der Zentralisation und dem Staatsabsolutismus, welche durch die großen Minister und die großen Monarchen des ancien régime schon auf die denkbar höchste Stufe gebracht waren, den letzten Abschluß gegeben. „Die Revolution hat durch eine ungeheure Mine in die Luft sprengen zu